

Rezensionen

Bücher sind nicht dazu da, daß man ihnen blind vertraut, sondern daß man sie einer Prüfung unterzieht.¹

André Kramer, Klaus Felsmann, Natale Guido Cincinnati

UFOs – Phänomen oder Phantomphänomen? Eine Analyse des UFO-Phänomens anhand der ungeklärten Sichtungsfälle der GEP

Lüdenscheid: Gesellschaft zur Erforschung des UFO-Phänomens e. V., 2013

ISBN 978-3-923862-42-9, 116 Seiten, € 12,90)

Rezensent:

BERNHARD PRÖSCHOLD²

Seit mehr als 40 Jahren untersucht die GEP (Gesellschaft zur Erforschung des UFO-Phänomens) UFO-Sichtungsberichte, schwerpunktmäßig solche aus Deutschland. Der Band *UFOs – Phänomen oder Phantomphänomen?* widmet sich nun einigen besonders bemerkenswerten Fällen aus dem Vereinsarchiv, die in der von der GEP zugrunde gelegten Klassifikation als „Good UFO“ eingestuft wurden. Die Autoren möchten der Frage auf den Grund gehen, ob es sich bei „UFOs“ um ein genuines Phänomen handelt oder ob sich die Berichte durch herkömmliche Annahmen erklären lassen. Dazu wurde die Kommunikation zwischen Sichtungszeugen und Fallermittlern einer Inhaltsanalyse unterzogen. Das ausgewertete Material umfasst Sichtungsformulare, Notizen der Fallermittler, Fotografien sowie externe Daten wie Wetterberichte.

Das Material bezieht sich auf zehn Vorfälle, die von zufällig anwesenden Zeugen beobachtet wurden. Diese zehn Vorfälle werden zu Beginn kurz skizziert und in der anschließenden Analyse einer Systematik unterworfen. Erhoben werden neben Merkmalen der berichteten Objekte

1 Umberto Eco: *Der Name der Rose*. München: Carl Hanser Verlag, 1982, S. 404.

2 Bernhard Pröschold, M.A., hat zwischen 1998 und 2003 Kommunikationswissenschaft, Soziologie und Angewandte Kulturwissenschaften an der Universität Münster studiert. Seitdem arbeitet er selbstständig als astronomischer Zeitrafferfotograf. Er reiste mehrfach als Amateurforscher ins norwegische Hessdalen, um das dortige Lichtphänomen zu filmen und zu fotografieren.

(z.B. Farben, Formen, Flugverhalten etc.) auch formale Aspekte (Zeugenzahl, Ort, Uhrzeit, Wetterverhältnisse etc.) sowie die Wirkung auf die Zeugen. Die Auswertung zeichnet ein sehr uneinheitliches Bild von den berichteten Vorfällen: Farben, Formen und Lichter variieren stark, und auch die Umstände der Sichtungen sind recht heterogen. Ausnahmen bilden der häufig geräuschlose An- und Abflug sowie die berichtete Eigenschaft der Objekte, auf der Stelle zu schweben. Die Autoren kommen zu dem Ergebnis, dass das Phänomen (bzw. die Phänomene) vermutlich keine „konventionelle“ Ursache hat. Diese Feststellung ist allerdings wenig überraschend, wenn man bedenkt, dass die ausgewerteten Fälle bereits von den ursprünglichen Fallermittlern als „Good UFO“ klassifiziert worden sind und damit „nur sehr unwahrscheinlich durch herkömmliche Stimuli verursacht worden“ sein dürften (S. 8). Entsprechend resignativ fällt auch das Resümee der Autoren aus: „Wir werden über ein gewisses Maß an Spekulation nicht hinaus gelangen.“ (S. 96). In Anbetracht des erheblichen Aufwandes, den die Autoren bei der Sichtung und Systematisierung des Materials betrieben haben, klingt dieses Fazit recht ernüchternd.

Wenn man das zugrunde liegende Forschungsdesign genauer betrachtet, kann der zweifelhafte Erkenntnisgewinn aber kaum überraschen. Bei der qualitativen Inhaltsanalyse handelt es sich um eine hermeneutische Methode, die darauf abzielt, *Texte* (in diesem Fall Aktenmaterial zu UFO-Berichten) mittels einer systematischen Analyse besser *zu verstehen*. Dass diese Methode im vorliegenden Fall dazu benutzt wurde, um etwas über Phänomene in der Erdatmosphäre in Erfahrung zu bringen, ist – wohlwollend formuliert – ein kreativer Kunstgriff: „Ziel der Analyse [sind die] inhaltlichen Gegenstände des vorliegenden Textmaterials (unidentifizierte Objekte) und deren objektbezogene Eigenschaften“ (S. 11). Zwar sind sich die Autoren der grundsätzlichen Problematik durchaus bewusst: „Wir arbeiten mit Zeugenaussagen für ein Phänomen, für das ansonsten keine Beweise vorgelegt werden können [wie] etwa ein abgestürztes UFO“ (S. 41). Wer aber eine geisteswissenschaftliche Forschungsmethode nutzt, um etwas über ontologische Referenten („UFOs“) zu erfahren, hätte diese recht spektakuläre Entscheidung meines Erachtens viel umfänglicher begründen bzw. auf entsprechende Literatur verweisen müssen. Die Erörterung der Frage, ob man auf der Basis von Sichtungsberichten etwas über „UFOs“ erfahren kann, wäre doch durchaus spannend.³ Leider schweigt sich die Studie dazu aus. Eine qualitative Inhaltsanalyse im klassischen Verständnis hätte sich jedenfalls damit begnügen müssen, zu untersuchen, wie Personen, die etwas beobachtet haben, was sie nicht in allgemein akzeptierte Deutungsmuster einordnen können, mit einer solchen Erfahrung umgehen.

Die „naturwissenschaftliche“ Interpretation der qualitativen Inhaltsanalyse durchzieht die gesamte Untersuchung und spiegelt sich auch im verwendeten Vokabular. Es wird mit Begriffen gearbeitet, die eigentlich den Naturwissenschaften bzw. der Psychologie entstammen:

3 Neben erkenntnistheoretischen Aspekten wären hier auch wissenschaftssoziologische Überlegungen zu berücksichtigen: Wie verarbeitet das soziale System Wissenschaft Augenzeugenberichte über Phänomene, die paradigmatischen Annahmen des Systems zu widersprechen scheinen? (vgl. Westrum, 1978)

Wiederholt ist von „Ursache“ und „Stimuli“⁴ die Rede; darüber hinaus tauchen auch Begriffe wie „Bevölkerung“ (S. 57), „Korrelationen“ (S. 71) und „unbewusst“ (S. 68) auf. Zudem finden sich immer wieder Tabellen, die um eine Quantifizierung des Forschungsgegenstandes bemüht sind, etwa Tabellen über die Anzahl der Fälle mit mehreren Zeugen, über die Anzahl der nächtlichen Sichtungen und über die Anzahl der Sichtungen, die über eine Minute lang gedauert haben. Derartige statistische Informationen sind – trotz der geringen Fallzahl – sicherlich nicht uninteressant. Ihr Auftauchen in einer qualitativen Textanalyse hätte aber doch zumindest irgendeiner Erläuterung bedurft.

Diese methodischen Irritationen sind schade, denn die Autoren sind sichtlich um Systematik bemüht und versuchen, der Komplexität des Forschungsgegenstandes gerecht zu werden. So wird beispielsweise darauf hingewiesen, dass Zeugen stereotype Annahmen über „UFOs“ mit ihren eigenen Erfahrungen vermischen könnten (S. 47) und dass Beobachter ihre Umwelt konstruieren, wenn Sie Eindrücke von Farben, Oberflächenbeschaffenheit und Formen eines Objektes verarbeiten (S. 68). An anderen Stellen klingen die Überlegungen ein wenig beliebig, wenn etwa über eine Beeinflussung der Schläfenlappen spekuliert wird (S. 45) oder über den Test einer mutmaßlichen Nebelmaschine (S. 82f). Richtig spannend wird die Lektüre aber erst auf der vorletzten Seite, wo das Thema in einen breiteren Zusammenhang gestellt wird. Nach einigen kurzen Bemerkungen zu Verschwörungstheorien und spirituellen Sehnsüchten stellen die Autoren fest, dass sich die extraterrestrische Hypothese nicht falsifizieren lässt und dass es deshalb – wenn ich es richtig verstehe – zu bevorzugen sei, bei der Untersuchung des UFO-Phänomens auf die Entwicklung von Hypothesen über die Natur des (potenziellen) Phänomens zu verzichten.

Wenn man sich wie in der vorliegenden Untersuchung mit der Auswertung von Sichtsberichten beschäftigt, ist eine gewisse interpretative Vorsicht selbstverständlich geboten. Betrachtet man den Diskurs über „UFOs“ aber in einem breiteren Kontext (wie auf der vorletzten Seite der Untersuchung), so wären die Erfolge der instrumentellen UFO-Forschung zu berücksichtigen. Wer „UFOs“ filmt, spektrographisch untersucht und mit Radargeräten ortet, kann auch ohne weiteres Aussagen über ontologische Referenten machen. Der instrumentellen Forschung an Orten wie dem norwegischen Hessdalen ist es schließlich zu verdanken, dass die Frage, ob es sich bei „UFOs“ um ein Phänomen oder ein Phantomphänomen handelt, eigentlich schon längst als beantwortet gelten kann: Ja, es gibt unerklärte atmosphärische Spontanphänomene. Und sie sind vielfältiger Natur. (vgl. Ailleris, 2011; Hauge 2005, 2007; Teodorani, 2004) Die Frage, die ich stattdessen – ganz ohne Rhetorik und durchaus provokativ – stellen möchte, lautet: Ist es eine vernünftige Annahme, davon auszugehen, dass die Erde von Außerirdischen

4 Der Begriff „Stimulus“ geistert seit längerem durch die UFO-Forschung. Weshalb eigentlich? Er entstammt dem Behaviorismus, der sich dafür interessiert, wie Menschen auf Reize reagieren. Bei Fallermittlungen geht es aber nicht um physiologische Reaktionen, sondern um die Interpretation von Beobachtungen. Ein Beobachter kann die Venus für ein „UFO“ halten. Er muss es aber nicht. Das gleiche gilt für Fallermittler: Erkenntnis geht vom erkennenden Subjekt (bzw. System) aus. Sie wird nicht von außen eingetrichtert.

besucht wird? Alle Erkenntnis beginnt mit dem Formulieren von Hypothesen – ein Prinzip, das vom Terminus „unidentifiziert“ programmatisch abgelehnt wird. Identifizieren lässt sich etwas nur, indem man es mit bereits Bekanntem vergleicht. Etwas Neues lernen kann man dabei nicht.

Literatur

- Ailleris, P. (2011). The lure of local SETI: Fifty years of field experiments. *Acta Astronautica*, 68, 2-15.
- Hauge, B.G. (2005). 10 Years of Scientific Research of the Hessdalen Phenomena, http://www.itacomm.net/ph/2005_Hauge.pdf.
- Hauge, B. G. (2007). Optical Spectrum Analysis of the Hessdalen Phenomenon: Preliminary report, June 2007, http://www.itacomm.net/ph/2007_HAUGE.pdf.
- Teodorani, M. (2004). A long-term scientific survey of the Hessdalen phenomenon. *Journal of Scientific Exploration*, 18, 217-251.
- Westrum, R. (1978). Social intelligence about anomalies. The case of meteorites. *Social Studies of Science*, 8, 461-493.

William S. Sax, Johannes Quack und Jan Weinhold (Eds.)

The Problem of Ritual Efficacy

Oxford und New York: Oxford University Press, 2010
 ISBN 978-0-19-593440-5, 204 Seiten, € 22,00

Rezensent:

GERHARD MAYER⁵

Von 2002 bis 2013 war ein Sonderforschungsbereich „Ritualdynamik“ (SFB 619) an der Universität Heidelberg eingerichtet, der der Erforschung von Ritualen sowie deren Dynamik und Veränderung gewidmet war. In den SFB waren die Fachdisziplinen Anglistik, Ägyptologie, Assyriologie, Ethnologie Südasiens, Alte und Mittlere Geschichte, Islamwissenschaft, Jüdi-

5 Dr. Gerhard Mayer ist Psychologe und wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene e.V. in Freiburg i.Br. Redaktionsmitglied der *Zeitschrift für Anomalistik*. Seit 2012 Geschäftsführer der Gesellschaft für Anomalistik. e.V.

sche Studien, Klassische und Moderne Indologie, Kunstgeschichte Ostasiens, Medizinische Psychologie, Musikwissenschaft, Religionswissenschaft und Theologie involviert, womit die Interdisziplinarität dieses „weltweit größte[n] Forschungsverbund(es), der sich ausschließlich mit dem Thema Rituale, deren Veränderungen und ihrer Dynamik befasst[e]“ (<http://www.ritualdynamik.de/index.php?id=2> [Zugriff: 08.04.2014]), deutlich herausgestellt ist. Oder müsste man vielleicht besser den Begriff „Multidisziplinarität“ verwenden? Denn die Frage liegt auf der Hand, wie die Überschneidungen oder wechselseitigen disziplinären Befruchtungen der insgesamt 31 Teilprojekte beschaffen sind bzw. ob es sich vor allem um eine Bündelung von Einzelinteressen handelt, bei denen allein durch die formale Unterordnung unter den Dachbegriff „Ritualdynamik“ der Anschein inhaltlicher Interdisziplinarität erweckt wird (wie während einer großen Tagung im Herbst 2008 in Heidelberg von einzelnen Stimmen auf Seiten der beteiligten Wissenschaftler – durchaus etwas selbstkritisch – zu vernehmen war).

Das braucht an dieser Stelle nicht weiter zu interessieren und wird auch nur erwähnt, weil es zu einem wichtigen Problem hinführt, das in dem vorzüglichen einleitenden Kapitel zu dem hier zu besprechenden Sammelband *The Problem of Ritual Efficacy* prominent behandelt wird, nämlich was unter einem *Ritual* zu verstehen ist und wie es von Wissenschaftlern konzipiert wird. Es stammt von dem Leiter des anthropologischen Instituts der Universität Heidelberg, William S. Sax, der auch den Band gemeinsam mit seinen Kollegen Jan Weinhold und Johannes Quack herausgegeben hat. Schon gleich zu Beginn legt Sax den Finger auf eine wunde Stelle mit seinem Hinweis, dass der Ausdruck ‚Wirksamkeit von Ritualen‘ (*ritual efficacy*) für viele in sich widersprüchlich erscheint, da Rituale aus einer westlichen wissenschaftlichen Perspektive *per se* nicht wirksam sein könnten. Sax sieht den Grund für diesen scheinbar immanenten Widerspruch in dem, was er als „akademische Sünde der Reifizierung“, also der Verdinglichung, bezeichnet, deren sich die meisten Ritualtheoretiker schuldig machen (S. 3). Er schreibt dazu:

They conduct research on rituals, they teach and write about them, and after some time they begin to think that ‚ritual‘ is something out there in the world, whose characteristics can be classified, enumerated, and analysed, rather like a crystal or a virus (S. 3-4).

Hier wird, wie Sax richtig bemerkt, eine analytische Kategorie als ein natürliches Objekt missverstanden. Aus indigener Perspektive sind das, was wir gerne als Rituale bezeichnen, schlicht zielorientierte Tätigkeiten, Handlungen oder Techniken mit instrumenteller Funktion – entgegen der Auffassung der Repräsentationstheorie (representational theory) des Rituals, nach der Ritualhandlungen etwas dahinter- oder darunterliegendes Anderes (Ideen, Emotionen usw.) symbolisieren oder repräsentieren und *per definitionem* ineffektiv sind. Seine eigene Arbeitsdefinition des Rituals beruht auf dem Prinzip der Familienähnlichkeit: Wenn eine spezifische Aktivität eine hinreichende Anzahl bestimmter Charakteristika aufweist, die man, unabhängig vom kulturellen Kontext und Zweck, bei als Rituale bezeichneten Handlungen häufig vorfindet, kann sie als Ritual gelten. Der Autor stellt außerdem die Frage nach der ‚Wirksamkeit‘ und deren Messbarkeit und berichtet von Erfahrungen im Rahmen seiner Feldforschung zum rituellen Heilen in Indien, und dabei unter anderem von dem vielfältigen Skeptizismus, auf den er auch in Indien selbst mit seinem Forschungsprojekt stieß. Diesbezüglich kam er zu dem

Schluss, „that the overt rejection of ritual healing is not so much a statement of disbelief in its efficacy as it is an assertion of one's social position: modern, educated, and scientific” (S. 11-12).

Auch wenn die oben angeführten wichtigen Fragen und Problemstellungen zwangsläufig nicht in aller Tiefe behandelt und teilweise nur angerissen werden, rechtfertigt allein dieses knappe einleitende Kapitel, möchte man sagen, die Publikation des Bändchens; aber es hat natürlich mit weiteren acht Beiträgen noch mehr Lesenswertes zu bieten. Sie wurden von drei Historikern, drei Ethnologen, einem Theologen und einem Mediziner beigeleitet. Die nachvollziehbare Anordnung der Kapitel führt vom zeitlich Entfernten zum kulturell Fremden und schließlich zu kulturübergreifenden und ritualtheoretischen Fragestellungen.

Den Einstieg macht der Assyrologe Claus Ambos mit einer Darstellung von Ritualen, die im Zusammenhang mit der Investitur der babylonischen Könige durchgeführt wurden. Das zyklisch stattfindende politisch-religiöse Ritual der symbolischen Entmachtung und Marginalisierung des Königs – er musste für eine Nacht ohne königliche Insignien und Herrschergewand in einem ‚Gefängnis‘ verbringen, wobei der Gefängnisaufenthalt nicht als Strafmaßnahme konzipiert war – war zugleich ein Heilritual: Die im Laufe eines Jahres (unbewusst) zustande gekommenen ‚Sünden‘ oder Irritationen in der Beziehung zum Göttlichen sollten damit beseitigt und der König rehabilitiert werden. Das Gefängnis stellte einen Ort des Jenseits, der Unterwelt und der Vorbereitung für eine ‚Neugeburt‘ dar. Aber er ist auch der Ort, an dem die normalen Konventionen ins Gegenteil verkehrt werden. Solche Konzeptionen einer ‚verkehrten Welt‘ schwingen auch noch in heutigen Karnevalsbräuchen mit.

Der Theologe und Germanist Gerd Theißen beleuchtet die Wundergeschichten Jesus‘ aus einer historischen Perspektive, stellt die gängigen Theorien der Interpretation dar und untersucht sie vor dem Hintergrund des modernen medizinischen und psychotherapeutischen Wissens (z.B. Placeboforschung, symbolische Heilung) auf ihre Plausibilität. Die Wundergeschichten betreffen hauptsächlich Heilungsrituale und Exorzismen, die durchaus gegenwärtige Entsprechungen unter dem Label Geistheilung oder Glaubensheilung finden.

Mittelalterliche Heilungsrituale sind Gegenstand des Beitrags des Mediävisten Peter Dinzlacher, von denen er einige, teilweise bizarr anmutende, Formen beschreibt. Wenn es sich nicht gerade um Exorzismen handelt, ist die Durchführung solcher Rituale in vielen Fällen nicht zwingend an die Anwesenheit eines Ritualexperten (Heiler oder Priester) geknüpft, sondern wird von den betroffenen Personen selbst vollzogen. Dinzlacher unterscheidet religiöse, magische und medizinische Heilungsrituale und verdeutlicht das Spannungsfeld zwischen antiken, paganen und christlichen Konzeptionen, in dem sich der mittelalterliche Mensch auf der Suche nach Heilung bewegte.

Der Historiker Paul Töbelmann beleuchtet in seinem Beitrag die Funktionen und Wirkungsebenen der Exkommunikation im Mittelalter. Er kategorisiert die Exkommunikation als ein ‚Meta-Ritual‘, da sie Auswirkung nicht nur in der eigentlich rituellen (Ausschluss aus der Glaubensgemeinschaft), sondern auch in der sozialen und spirituellen Sphäre zeitigt. So war eine exkommunizierte Person beispielsweise nur noch bedingt geschäftsfähig, da sie keine Eide mehr schwören konnte. Da die sozialen Auswirkungen des Rituals so immens waren, liegt es auf

der Hand, dass es häufig auch als politisches Mittel eingesetzt wurde. Durch dessen zunehmenden Gebrauch verlor die Exkommunikation allerdings schließlich an ritueller Wirkmächtigkeit und wurde zu einem juristischen Urteilspruch.

Nach den Erkundungen in vergangenen Jahrhunderten bzw. Jahrtausenden führt uns die Kulturanthropologin Janice Boddy mit ihrer Studie in ein Dorf arabisch sprechender Muslime im nördlichen Sudan, wo sie seit den 1970er Jahren Feldstudien betreibt. Von besonderem Interesse sind für sie Besessenheitsrituale von Frauen, die im Alltag unter extrem restriktiven Verhältnissen leben. Im *Zâr*-Kult finden sie in Form einer Trance-Besessenheit nicht nur die Möglichkeit, ihre normalerweise zu unterdrückenden Bedürfnisse auszuleben, sondern darüber hinaus alternatives oder fremdes Sozialverhalten darzustellen, die die Dorfregeln brechen. Als Verursacher für solches Verhalten werden die die Frauen besetzenden *zayrân* (Plural von *zâr*) angesehen, die zu den *Dschinn* zählen, also der Sphäre dämonischer Wesen angehören. Boddy gelingt es anhand der Beschreibung der *Zâr*-Besessenheitsrituale und deren soziale Funktion, einen differenzierten Eindruck von der uns so fremden Kultur zu vermitteln und manche befremdlichen Verhaltensweisen verständlich zu machen.

Kulturell näher ist uns das Laborpersonal in ecuadorianischen In-vitro-Befruchtungszentren, wo modernste Biotechnologie und Rituale christlicher Religiosität Hand in Hand gehen. Dies zeigt die Anthropologin Elizabeth Roberts in ihrem Beitrag zur rituellen Devotion an diesen Orten. Der springende Punkt ist dabei ein Dilemma, dem sich gläubige Christen als Mitarbeiter in einem solchen Zentrum ausgesetzt sehen. Da die Reproduktionsmedizin von der Kirche verurteilt wird, müssen sie sich zur Ausübung ihrer Tätigkeit über eine kirchliche Maßgabe hinwegsetzen, ohne allerdings ihre religiöse Grundhaltung als gläubige Christen aufgeben zu wollen. Sie lösen dieses Dilemma mithilfe von rituellen Demutsbekundungen vor Gott und den Heiligen, die die Verurteilung durch die Kirche neutralisieren sollen. Eine gelingende Befruchtung wird somit nicht als ein Verdienst der modernen Biomedizin gewertet, sondern der göttlichen Wirkmacht unterstellt, die in den entscheidenden kritischen Momenten das Geschehen bestimmt.

Mit dem vorletzten Kapitel zur Placeboantwort (*placebo response*) und seiner Beziehung zu Ritualen in der westlichen Medizin wird ein zentraler kulturübergreifender Aspekt zur Wirksamkeit von Ritualen thematisiert. Dem Mediziner Howard Brody gelingt es vorzüglich, den wesentlichen Kern der Placebowirkung (auch als Kontexteffekt oder *meaning response* bezeichnet) freizulegen und die derzeit diskutierten Wirkungsmodelle vorzustellen. Auch wenn die involvierten Mechanismen keineswegs im Detail geklärt sind, stellt der Placeboeffekt seit einigen Jahren nicht mehr eine „wastebasket category“ (S. 152) dar, deren Erforschung nicht der Mühe lohnt. Im Gegenteil: Er bietet einen Schlüssel zum Verständnis vieler Wirkweisen auch kulturell fremder und historisch zurückliegender Rituale und lässt uns manche ‚Wundergeschichten‘ in einem anderen Licht erscheinen.

Im letzten Beitrag, der von dem Ethnologen Johannes Quack verfasst ist, liegt der Schwerpunkt auf einer Diskussion zweier theoretischer Positionen, nämlich a) dass es einen rituellen Instinkt als menschliche Universalie gibt, wie dies Ludwig Wittgenstein vorgeschlagen habe,

und b) dass die Fähigkeit, Rituale zu gestalten, auf einem kulturspezifischen verkörperlichten Ritualsinn (*embodied ritual sense*) gemäß einer Konzeption von Catherine Bell basiere. Für beide Thesen führt er Beispiele aus seiner eigenen Feldforschung bzw. -erfahrung an: Das erste stammt aus einem Workshop an der Heidelberger Universität, wo Studenten problemlos ein spontanes Ritual mit den Schuhen des berühmten Ethnologen Marcel Mauss kreieren konnten; im zweiten beschreibt er kulturabhängige Unterschiede bei der Gestaltung von Ritualsituationen in einem indischen Ashram, bei denen westliche Teilnehmerinnen und Teilnehmer ganz andere Vorstellungen von einer angemessenen rituellen Atmosphäre zeigten als ihre einheimischen Pendanten. Es lassen sich also für beide Thesen empirische Bestätigungen finden, und die Einschätzung läuft schließlich auf den Punkt hinaus, wie eng oder weit man den Begriff ‚Ritual‘ fasst, ob man also sehr elementare, präreflexive und nicht völlig zweckrational aufklärbare menschliche Verhaltensweisen als rituelles Handeln in den Blick nimmt oder eher auf komplexere intentional gestaltete Handlungen fokussiert.

Mit diesem letzten Kapitel wird auch ein Bogen zum einleitenden Kapitel von Sax geschlagen, der auf die Schwierigkeit des Findens einer umfassenden theoretischen Konzeption des Rituals hinweist. Dies wird durch die Kompilation der einzelnen Beiträge deutlich, die zusammen genommen ein eindrückliches Bild von der Vielschichtigkeit des Themas vermitteln und ebenfalls empirische Beispiele zur Stützung beider oben genannten Positionen bringen. Auch wenn bei manchen Kapiteln die titelgebende Frage nach der *Wirksamkeit* von Ritualen in einer etwas forcierten Weise – den Eindruck erweckend, als stelle sie für die Autoren eine eher ungewohnte Perspektive dar – behandelt erscheint, gilt das nicht für den Band in seiner Gesamtheit. Dies wird von Quack am Ende seines Beitrags noch einmal sehr pointiert und klar zum Ausdruck gebracht, weswegen er abschließend in zwei längeren Zitaten zu Wort kommen soll:

I do not think that there is one answer to the question of “how rituals work.” Shamanic rituals may heal, legal rituals may bind, political rituals may resolve difficulties, religious rituals may cleanse or bestow grace, and so on – or they may not. But how and when they succeed cannot be explained by a general theory of ritual; nor is the efficacy of such actions, when they are successful, specific to rituals. Speech acts, general causal relations, placebo effects, catharsis, rhetoric, and luck can and do help explain the efficaciousness of an action – but this fact does not depend on whether or not the action is ritualized (S. 183).

I have attempted to show that one must treat the efficacy of rituals on a case-by-case basis and must acknowledge that with respect to efficacy, ritual actions do not differ from other sorts of action. [...]

So, although I introduced and discussed the notions of ritual sense and ritual instinct, I feel that they help us neither to answer “the problem of ritual efficacy” nor to understand specific aspects of ritual actions in general. Bell’s formulation of a ritual sense depends on an inadequate conceptualization of the term “ritual(alization).” Wittgenstein’s idea of a prereflective, instinctive and unintentional reaction to “significant phenomena” did not explain how to conceptualize the mental states of the persons performing these actions

(rituals). With respect to ritual efficacy, my conclusion is that different rituals call for different considerations of their efficacy, because they are primarily species of action. In short, when it comes to ritual efficacy, we must follow another piece of advice from Wittgenstein and resist our “craving for generality” (S. 185).

Fazit: Die verschiedenen Beiträge dieses Bandes sind klug ausgewählt und ergeben zusammen ein interdisziplinäres Bild von rituellem Handeln und dessen Wirksamkeit, das vor allem auf der Darstellung empirischer Daten basiert. Freunde theorielastiger Ausführungen mögen dadurch etwas zu kurz kommen – der Eignung des relativ schmalen Bändchens als spannende Hinführung an das Thema tut dies keinen Abbruch.

Sebastian Bartoschek, Alexa Waschkau, Alexander Waschkau

Muss man wissen! Ein Interview mit Dr. Axel Stoll

Hannover: jmb-Verlag, 2013

ISBN 978-3-944342-29-0, 226 Seiten, € 8,95

Rezensent:

ANDRÉ KRAMER⁶

In den vergangenen zwanzig Jahren hat es eine wahre Welle grenzwissenschaftlicher Bücher und weiterer Veröffentlichungen gegeben, deren Inhalt als antisemitisch und rechtsextremistisch einzustufen ist. Fromm spricht hier von einer erheblichen Gefahr der Politisierung der Esoterik (vgl. Fromm, 2006: 217).

Mit der zunehmenden Verbreitung des Internets und mit diesem der sozialen Netzwerke und Formate wie Youtube sind viele Aspekte dieser Schriften in die Popkultur eingegangen. Man denke an Kinofilme wie „Iron Sky“, in dem es um eine Kolonie der Nazis auf dem Mond geht, die Jahrzehnte nach Kriegsende die Erde mittels Flugscheiben angreifen. Dr. Axel Stoll ist ein langjähriger Vertreter solch rechtsgerichteter Verschwörungstheorien, und es ist ihm durch Aufzeichnungen seiner Vorträge auf dem so genannten „Neuschwabenland-Forum“ in Berlin, die bei Youtube zu sehen sind, gelungen, einem Stammtisch, der sich vor allem verschwörungstheoretischen Themen widmet, zu einer gewissen Popularität zu verhelfen. Wenngleich seine Auftritte, wie den Kommentaren des Online-Kanals leicht zu entnehmen ist, häufig belustigend

6 André Kramer studierte Soziale Arbeit an der Fachhochschule Kiel und arbeitet in einer vollstationären Einrichtung mit Menschen mit Doppeldiagnosen (Sucht und Psychose). Er ist 1. Beisitzer im Vorstand der Gesellschaft zur Erforschung des UFO-Phänomens e.V. und Mitglied in der Gesellschaft für Anomalistik.

aufgenommen werden, so schafft er es doch, Anhänger um sich zu scharen, die seinen Fantasien über reichsdeutsche Flugscheiben und eine jüdische Weltverschwörung folgen. So ist interessant zu sehen, dass sein inzwischen vergriffenes Buch *Hochtechnologie im Dritten Reich* (Stoll, 2004) bei Amazon mittlerweile zu Preisen von annähernd 50,- € bis hin zu fast 100,- € gehandelt wird.⁷

In dem hier rezensierten Buch versuchen sich S. Bartoschek und das Ehepaar Waschkau nun daran, den Menschen Axel Stoll besser verstehen zu lernen, und sie präsentieren neben einem umfangreichen Interview, das sie mit ihm geführt haben, auch den Versuch einer Persönlichkeitsdiagnose Stolls.

Das Buch ist in vier Teile gegliedert. Im ersten Teil wird der Werdegang bis hin zum Interview inklusive der Motive für eben dieses dargestellt. Darauf folgt eine Transkription des Gesprächs mit Stoll, das in Berlin geführt wurde und im Anschluss eine Beurteilung der Person Stolls anhand dieses Interviews. Der letzte Teil ist dann ein ausführliches Personen- und Sachregister, das thematische Bezüge des Interviews kurz erläutert.

Während der erste Teil lediglich eine Beschreibung der Organisation des Interviews darstellt, wird es im zweiten Teil dann inhaltlich interessant. Von biographischen bis hin zu weltanschaulichen Fragen versucht man, der Person Stoll näher zu kommen. Da es im Zuge dieses Gesprächs immer wieder zu einer Erwähnung einer Vielzahl von unterschiedlichen Themen und historischen Personen kommt, weisen insgesamt 181 Fußnoten mit kurzen Erläuterungen durch diese Themen, um die Ausführungen Stolls auch für thematisch wenig bewanderte Leser verständlich zu machen. Außerdem werden in den Fußnoten zum Teil die Ergebnisse zu den Hintergrundrecherchen von Stolls Aussagen dargestellt, die oft versucht haben, biographische Details zu überprüfen.

Daraufhin stellen die Autoren sich die Frage, was für ein Mensch Axel Stoll wohl sei, und sie klopfen verschiedene Möglichkeiten einer psychischen Erkrankung, unter der er womöglich leiden könnte, auf ihre Plausibilität ab. Am Ende wird Stoll dann in die Nähe einer Persönlichkeitsstörung gestellt, nämlich der *Pseudologia phantastica*. Das *Wörterbuch für Medizin, Zahnheilkunde und Grenzgebiete* führt zu diesem Begriff aus:

krankhaftes Schwindeln bei eth. Unterentwickelten, geltungsbedürftigen u. Phantasiebegabten Psychopathen (Hysterikern) mit dem Ziel, sich Vorteile oder vermehrte Anerkennung zu schaffen („Hochstapler“). Lügen können so groteske Formen annehmen, daß ihre Unwahrheit für Außenstehende sofort erkennbar ist. (Heinz, 1985: 1719).

Stoffels & Ernst (2002: 446) sprechen bei der *Pseudologia phantastica* als pathologisches Lügen und von „*einer eigentümlichen Mischung von Betrug und Selbstbetrug, vorübergehend selbst geglaubter Überzeugtheit und rückläufiger Erinnerungstäuschung*.“ Eine Einschätzung, die

7 Vgl. http://www.amazon.de/Hochtechnologie-Dritten-Reich-Axel-Stoll/dp/3930219859/ref=sr_1_4?ie=UTF8&qid=1391539043&sr=8-4&keywords=axel+stoll, [Zugriff am 04.02.2014]

in vielen Punkten zutreffend erscheint. Man kann sagen, dass es durchaus ein interessanter Ansatz ist, sich in dieser Interview-Form mit einem kontroversen Menschen auseinanderzusetzen, der auf die meisten wahrscheinlich nur skurril wirkt, aber aufgrund seiner Wirkung auf einen bestimmten Personenkreis, der derart irrationalen Themen offen gegenüber steht, auch einen Hauch des Gefährlichen ausstrahlt. Sicherlich zeichnet sich vieles über die Person Axel Stoll ab, von dessen (subjektiv geschildertem) Lebensweg bis hin zu seinen ideologischen Sichtweisen zu folgen, lädt förmlich dazu ein, hier eine gewisse Kausalkette zu erkennen: Der Akademiker, der beruflich als Wissenschaftler nie den Durchbruch schaffte und deshalb dazu neigt, die eigenen Leistungen überhöht darzustellen, um sich dann in die Welt der Verschwörungstheorien zu flüchten. Hier kann er sich als Wissender fühlen, hier erfährt er die Anerkennung, die ihm bis dato versagt geblieben ist, und auch einen Lebenssinn. So die durchaus legitime These der Autoren (vgl. S. 153 f.). Warum aber muss es gleich eine psychische Erkrankung sein, die dahinter steckt? Richtig ist zwar, dass das ICD10 die *Pseudologia phantastica* nicht aufführt, sondern unter F68.1 (Dilling *et al.*, 2014: 305f.) bei den artifiziellen Störungen nur die verwandte Störung Münchhausen-Syndrom, wodurch die von Bartoschek und Waschkau gestellte Diagnose offiziell keine Krankheit darstellt, wie die Autoren auch betonen (S. 153). Trotzdem wird hier die Nähe zu einer Störung deutlich gemacht und es fragt sich, wie zutreffend festgestellt eine solche Nähe tatsächlich ist. Klar ist, Stoll neigt zur Überzeichnung seiner Biographie, wie auch immer wieder deutlich wird, wenn er eigene Leistungen als sehr gut und ähnlich positiv bewertet oder von anderen bewertet wissen will, ganz wie es der Begriff des Pseudologen beschreibt. Nun gelangen wir hier zu dem Problem, dass diese Definition eine schwer fassbare ist. Wo liegen die Grenzen zu den uns alle betreffenden „Erinnerungsanpassungen“ und möglicherweise auch Überhöhungen, hin zu einem pathologischen (und damit schlicht krankhaften) Phänomen? Bartoschek und Waschkau sehen auch die bizarren Theorie-Gebilde Stolls als Zeichen für ein krankhaftes Lügen (S. 154f.), und hier wird es in meinen Augen kritisch. Stolls Weltanschauung ist ganz klar geprägt von einer Skepsis gegenüber allem Etablierten und einer ausgeprägten Neigung zu revisionistischen Weltanschauungen. Wenngleich dieses Konglomerat unterschiedlicher, oft völlig inkonsistenter Ideenwelten für den Außenstehenden geradezu grotesk wirken mag, ermöglichen es derartige Weltanschauungen aber ihren Anhängern, zu einer *subjektiv* konsistenten Sicht auf die Welt zu gelangen, die sicherlich ihren Ausdruck in einer inneren Überzeugung haben. Ob man dies als pathologisches Lügen, als autosuggestives Fantasieren bezeichnen möchte, sollte wohl bedacht sein. Wenn man öffentliche Veranstaltungen in diesem Milieu besucht – wie der Rezensent es im Fall des ebenfalls sehr kontrovers zu sehenden „Regen-Treffs für Grenzwissenschaften“ im bayrischen Regen tat, – dann stellt man sowohl bei den Veranstaltern, als auch bei den Gästen ähnliche Weltbilder fest. Diese auch mit dem Begriff des Pseudologen zu verknüpfen, würde an eine Zwangspathologisierung erinnern, die wiederum an die Kritik von Allen Frances an dem 2013 erschienen DSM-5 (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders) der American Psychiatric Association erinnert, dem er vorwirft, den Normalbürger zunehmend psychiatrisch zu pathologisieren (vgl. Frances, 2013). Auch nicht fundamentalistische religiöse Gläubige, so könnte man ansonsten weitergehen, hängen irrationalen Weltanschauungen außerhalb gängiger äußerer und oft auch innerer Konsistenz an und deuten sich Zufälle und Lebensereignisse in diesen Kontext zurecht. Schnell

ließen sich sicherlich auch weitere Beispiele finden, die gruppenübergreifend eine Diagnose der *Pseudologia phantastica* rechtfertigen ließen. Auch wenn ich in der Deutung der Lebensumstände, die Stoll zu der Person gemacht haben, die er heute ist, weitestgehend mit Bartoschek und Waschkau übereinstimme, erscheint mir die Zuordnung zu diesem „nicht offiziellen“ Störungsbild aus obigen Gründen problematisch. Vielleicht erklärt sich das Weltbild eines Stoll außer durch die Möglichkeit einer Ego-Aufwertung zusätzlich auch schlicht als eine Form von der Norm abweichenden Verhaltens. Die Inkonsistenzen beruhen womöglich auf einer *Halbbildung*, die schon Adorno zufolge „*nicht die Vorstufe der Bildung, sondern ihr Todfeind [ist]: Bildungselemente, die ins Bewußtsein geraten, ohne in dessen Kontinuität eingeschmolzen zu werden, verwandeln sich in böse Giftstoffe, tendenziell in Aberglauben, selbst wenn sie an sich den Aberglauben kritisieren*“ (Adorno, 2006: 42) Das soll natürlich nicht die sich dahinter verborgenden Gefahren relativieren, aber schlicht vom Krankheits- oder krankheitsnahen Begriff wegführen. Dessen ungeachtet ist das Interview durchaus als fair zu bezeichnen, sieht man von der einen oder anderen unnötigen Suggestivfrage ab, etwa wenn, ohne hierzu von Stoll einen Anhaltspunkt bekommen zu haben, die Frage gestellt wird, ob „GESTAPO-Müller“ auch Mitglied bei der gerne als Geheimgesellschaft deklarierten Studentenverbindung Skull and Bones der Yale Universität gewesen sei (S. 52), was Stoll dann bejaht, bei der weiteren Erklärung aber in eine andere Richtung abschweift. Hier entsteht der Eindruck, der Sinn der Frage sei lediglich der gewesen, eine absurde Antwort zu erhalten, wie es dann auch geschehen ist. Trotzdem lässt sich insgesamt nicht der Vorwurf machen, es gehe nur darum, Stoll als Witzfigur vorzuführen, obgleich die oft schrillen Thesen diesen Eindruck schnell automatisch entstehen lassen. Es geht durchaus auch um eine Zeichnung des Menschen hinter den vielfach wirren Spekulationen.

Die Fußnoten und das Register sind durchweg gut verständlich und auf den ersten Blick informativ, doch merkt man auch, dass eben in vielen Fällen nur oberflächliche Recherchen zugrunde gelegen haben, was seinen Ausdruck zum Beispiel in bestimmten „Flüchtigkeitsfehlern“ findet. In der Fußnote 181 (S. 140) wird zum Beispiel die Legende um Akakor aufgegriffen. Diese Geschichte basiert auf einem Buch des 1985, vermutlich bei einem Raubüberfall ermordeten ehemaligen ARD-Korrespondenten Karl Brugger, der 1972 in Brasilien einen weißen Indianer namens Tatanca Nara getroffen hat, der behauptete, von dem Volk der Ugha Mogulala zu kommen, einem unbekanntem Stamm in den Regenwäldern (Brugger, 2002). Er berichtete Brugger die fantastische Geschichte seines Volkes und der Hauptstadt Akakor. Diese Geschichte begann demnach vor 13.000 Jahren mit der Ankunft von Göttern von den Sternen. Tatanca Nara selbst sei der Sohn einer Indianerin und eines deutschen Soldaten. Denn das NS-Regime habe in den 1940er Jahren 2000 deutsche Soldaten zur Unterstützung der Ugha Mogulala geschickt. Später haben Autoren aus dem neonazistischen Milieu wie der ehemalige Waffen-SS-Mann und Rechtsesoteriker Wilhelm Landig (2014) diese Geschichte weiter ausgeschmückt und behauptet, in Akakor seien auch Reichsflugscheiben gelagert worden.

Tatsächlich entpuppte sich der angebliche weiße Häuptling Tatanca Nara als ein Deutscher namens Günther Hauck, der in den 1960er Jahren aufgrund von Rechtsproblemen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten nach Brasilien ausgewandert ist. Hauck hält seine Rolle bis heute aufrecht. Der norddeutsche Abenteurer Rüdiger Nehberg recherchierte ebenso wie das

Bundeskriminalamt in der Angelegenheit Hauck, da er sich als mutmaßlicher Mörder mehrerer Touristen verdächtig gemacht hat (vgl. Nehberg, 2004). Hier fallen in der Fußnote eben diese, inhaltlich sicher nicht so relevanten Flüchtigkeitsfehler auf: Aus Karl Brugger wird nämlich Peter Brugger und Günther Hauck wird durchgehend als Günther Hack bezeichnet. Es fällt weiter auf, dass Quellen in den Fußnoten nur äußerst selektiv angegeben werden und oft ebenfalls sehr oberflächlich sind. So erklärt Fußnote 34 (S. 40) den Sanskrit-Begriff „Vimana“, der in der Literatur der Prä-Astronautik eine wichtige Rolle spielt. Eine der Bedeutungen steht für einen fliegenden Streitwagen, was zu Spekulationen darüber führt, in den indischen Texten fänden sich die Beschreibungen außerirdischer Flugapparate.⁸ Die Erläuterung in der Fußnote benennt den Wikipedia-Artikel über Vimanas,⁹ dieser wiederum übernimmt im Wesentlichen die Informationen und Quellen einer meiner ersten Veröffentlichungen im Jahr 2005 bei *Mysteria3000* (vgl. Kramer, 2005) und zitiert diese auch direkt. Aus heutiger Sicht kann ich sagen, dass dieser Artikel zwar inhaltlich noch immer nicht verkehrt ist, wohl aber doch wenig tiefgehend, sodass ich ihn in dieser Form heute nicht mehr veröffentlichen lassen würde. Hier wären ausführlichere Recherchen und auch häufigere und klarere Quellenangaben wünschenswert gewesen.

Beim Titel „*Muss man wissen!*“ handelt es sich durchaus um ein lesenswertes Buch, das positiv durch den insgesamt doch fairen Umgang mit der kontroversen und auch skurril anmutenden Person Axel Stoll auffällt, stellenweise aber zu oberflächlich in seiner Analyse und den Recherchen erscheint.

Literatur

- Adorno, T.W. (2006). *Theorie der Halbbildung*. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Brugger, K. (2002). *Die Chronik von Akakor. Erzählt von Tatumca Nara, dem Häuptling der Ugha Mongulala*. Rottenburg: Kopp.
- Dilling, H., Mombour, W., & Schmidt, M.H. (Eds.) (2014), *Internationale Klassifikation psychischer Störungen. ICD-10 Kapitel V (F) Klinisch-diagnostische Leitlinien*. 9. Aufl..Bern: Huber.
- Frances, A. (2013). *Normal – Gegen die Inflation psychiatrischer Diagnosen*. Köln: DuMont.
- Fromm, R. (2006). Rechtsradikalismus in der Esoterik. In: Freie und Hansestadt Hamburg – Behörde für Inneres – Landesjugendbehörde (Eds.), *Brennpunkt Esoterik: Okkultismus, Satanismus, Rechtsradikalismus*. Hamburg.
- Heinz, D. (Ed.). (1985). Zetkin/Schaldach, Wörterbuch Medizin, Zahnheilkunde, Grenzgebiete. 7., völlig neu bearb. u. erw. Aufl. Stuttgart, & New York: Thieme.

8 Vgl. Kramer 2013, hier wird eine kritische Analyse der von der Prä-Astronautik gemachten Deutungen vorgenommen.

9 Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Vimana>.

- Kramer, A. (2013). *Die indischen Überlieferungen in der Prä-Astronautik. Eine kritische Quellenüberprüfung*. Groß-Gerau: Ancient Mail Verlag
- Kramer, A. (2014). Vimanas. In: *Mysteria3000 Lexikon* ,<http://www.mysteria3000.de/wp/?p=162>[Zugriff am 16.02.2014].
- Landig, W. (2014). *Ein Zeitzeuge berichtet. Interview*. <http://www.youtube.com/watch?v=eA23BVO79WY>, [Zugriff am 16.02.2014].
- Nehberg, R. (2004). *Abenteuer Urwald. Ausgesetzt ohne Ausrüstung. Die Morde um Tatumca Nara*. München: Malik.
- Stoffels, H.; & Ernst, C. (2002). Erinnerungen und Pseudoerinnerungen. Über die Sehnsucht, Traumaopfer zu sein. *Der Nervenarzt: Organ der Deutschen Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde der Deutschen Gesellschaft für Neurologie und der Deutschen Schlaganfall-Gesellschaft*, Nr. 5/2002.
- Stoll, A. (2004). *Hochtechnologie im Dritten Reich*. Rottenburg: Kopp
- Wikipedia: Vimanas. <http://de.wikipedia.org/wiki/Vimana> [Zugriff am 16.02.2014].

Ulrich Magin

Investigating the Anomalous Sea-Serpents in the Air, Volcanoes that Aren't, and Other Out-of-Place Mysteries

San Antonio, TX & New York: Anomalist Books, 2011

ISBN 978-1-933665-52-8, 234 Seiten, \$ 14,95

Rezensent:

ANDREAS TROTTMANN¹⁰

Wir haben mit Ulrich Magins *Investigating the Anomalous* ein Buch vor uns, das die Grundlage für spannende und inspirierende Diskussionsrunden im Freundeskreis liefert, da es auf fundierten und breitgefächerten Recherchen sowie einer frappierenden Logik basiert, welche beide nur schwer in Frage zu stellen sind.

Dennoch oder eben deshalb ist es zugegebener Maßen nicht einfach, eine sachkundige Rezension zum vorliegenden Buch zu verfassen, denn aus der großen Auswahl an behandelten

10 Der 56-jährige Schweizer Andreas Trottmann setzt sich seit Jahren mit kryptozoologischen und spirituellen Phänomenen auseinander. Er steht dabei im Rufe faktenbezogener und seriöser Analysen und Nachforschungen. Herr Trottmann ist beruflich im Bereich der Strafverfolgung tätig, wo analytische Fähigkeiten die elementare Arbeitsbasis bilden.

Themen sind mir manche wohl vertraut, andere aber kaum bekannt. Beim Studium des Inhaltsverzeichnis könnte als erstes der Eindruck entstehen, es handle sich um ein sogenanntes „coffeetable book“, um ein Buch also, welches gerne als Blickfang – der vielfarbige Einband würde dies eigentlich unterstützen – und zur Gesprächsstimulation gut sichtbar im Raum platziert wird.

Wie bringt der Autor nun die weit gespannten Themen¹¹ von mutmaßlich noch lebenden Plesiosauriern, von UFOs, von versteinerten Schiffen in Minen, von Geisterwegen und nicht-existenten Vulkanen unter ein Dach? Ist es ein Mix – oder wie wir Schweizer sagen: ein „Birchermüesli“ –, welchem kein roter Faden zu Grunde liegt? Mitnichten.

Im Vorwort erklärt Ulrich Magin, dass es ihm nicht darum geht aufzuzeigen, ob zum Beispiel im Loch Ness tatsächlich unbekannte Kreaturen leben, sondern vielmehr um die Frage, warum Menschen merkwürdige Beobachtungen wie diese machen und welche sozialen, zeit-historischen und weiteren Umstände diese beeinflussen. Demzufolge haben die besprochenen Einzelthemen beispielhaften Charakter und sind nicht zwingend miteinander verknüpft.

Ulrich Magin zeichnet sich auch in diesem Sachbuch wieder durch seine fundierten Recherchen aus. Obwohl mir bekannt ist, dass das Internet ein Pfeiler seiner Dokumentenforschung ist, steht das Bild des in einer düsteren Bibliothek über alte Wälzer und Zeitungsarchive gebeugten Suchers im Vordergrund, was gerade für Magins Recherchen zu Good Old Nessie auch eine sehr angemessene Verbilligung sein dürfte.

So abwegig ist dieses Bild übrigens auch deshalb nicht, weil es gerade in den Zeiten des World Wide Webs mit seinen unzähligen oberflächlichen und falschen Daten von primärer Wichtigkeit ist, dass die Faktenforschung mittels des Aufstöberns lokalen Wissens die relevanten Informationen eruiert. Dies ist meist nur mittels des zeit- und arbeitsaufwendigen Besuchs von Archiven und Bibliotheken möglich. OSINT („open source intelligence“) gehört unter anderem bei Nachrichtendiensten und der Polizei zu den Standardinformationstools. Dabei handelt es sich aber nicht einzig um die Einsichtnahme in Zeitungsartikel, das Internet, Radio, TV, etc., sondern – gepaart mit dem entsprechenden Hintergrundwissen – um das Erkennen von relevanten Informationen und Zusammenhängen, welche von Bedeutung zum Beispiel in der Entwicklung krimineller Machenschaften sind. Und gerade hier setzt das Buch von Ulrich Magin im Bereich merkwürdiger Beobachtungen bzw. Berichte an.

Bei meinen eigenen Nachforschungen im In- und Ausland bezüglich Sichtungen unbekannter oder nicht-identifizierter Kreaturen in Seen und im Meer, ist es noch heute ein erhebendes Glücksgefühl, wenn in einem lokalen Archiv nach langem Suchen und inspirierenden Gesprächen mit dem Bibliothekar oder dem Lokalhistoriker wichtige und aufschlussreiche Daten ausfindig gemacht werden.

11 Ulrich Magins Kapitel „Sargons Sea Serpent: The First Sighting in Cryptozoology?“ (S. 179-192 des hier besprochenen Buches) wurde vor seinem Aufsatz „Sargons Seeschlange“. *Zeitschrift für Anomalistik*, 10, 237-255, verfasst. Die in dieser Zeitschrift veröffentlichte Fassung ist mithin die aktuellste Bearbeitung. (Red.)

Ulrich Magin erörtert in seinem Buch Themen, welche auf den ersten Blick nicht unterschiedlicher sein könnten. Grundsätzlich geht es dabei aber immer um Berichte (in verschiedenster Form) zu seltsamen Ereignissen oder Beobachtungen, deren Wahrheitsgehalt oder deren Deckung mit den effektiven Tatsachen der Autor mit der Analyse der Faktenlage nachgeht. Dabei sind zum legendären Ungeheuer von Loch Ness die „Fakten“ größtenteils noch gut zu überprüfen, bei einem äußerst mysteriösen und wenig bekanntem „versteinerten Schiff“ in einer Mine bei Bern hingegen kaum.

Unabhängig davon, ob sich eines oder mehrere „Ungeheuer“ – was immer wir darunter verstehen wollen – in gewissen Gewässern befinden sollen, ist es doch ein Fakt, dass seriöse und erfahrene Beobachter mit Sichtungen konfrontiert wurden oder werden, welche mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht durch Missinterpretationen banaler Vorkommnisse abgetan werden können. Ob diese sich aber einem tatsächlich existierenden Urtier zurechnen lassen, ist eine ganz und gar andere Frage. Abgestritten werden kann demzufolge nicht, dass die Faktenlage unklar ist und dass es sicherlich von großem Interesse wäre, diese ergebnisoffen und vorurteilslos zu ergründen.

Gerade der Bericht über das Schiff in einer Mine, welcher auf den ersten Blick – und berechtigterweise – als Fabel und Hirngespinnst abgetan wird, zeigt, dass Recherchen wie jene von Ulrich Magin dennoch diskutabile Lösungsansätze anbieten. Seine Recherchen ließen ihn parallele Fälle in Neapel, Panama, Callao sowie in der Wüste gefundene Schiffe ausfindig machen und analysieren. Ebenfalls wurden der Glaube an die biblische Sintflut, der Umstand, dass die Wikinger und Ägypter tatsächlich Schiffe im Rahmen von Bestattungsriten vergruben, oder das Auffinden von Leichen verschütteter vorzeitlicher Grubenarbeiter in die Überlegungen einbezogen. Der Kontext, in welchem ein solch seltsamer Fund einst gemacht, interpretiert und im Volksglauben „verfeinert“ wurde, sowie auch das zwingende Anliegen, diesen Fund im Rahmen des damals herrschenden Glaubens zu klären, sind in der heutigen Zeit nicht unbedingt nachvollziehbar. Aus eigener Erfahrung ist mir aber bekannt, dass auch heute noch im alpinen Raum der unterschwellige Glaube an Erdleute, geheime Minen, verborgene Schätze etc. weiterhin latent vorhanden ist.

Ulrich Magin analysiert verschiedene, auf den ersten Blick unzusammenhängende Vorkommnisse, und gibt dem geneigten Leser aufgrund des fundierten Aktenstudiums sowie – und dies ist der wichtigste Aspekt – gesamtheitlicher Ursachenforschung die Grundlage, eigentlich unwahrscheinliche und gedanklich zu verwerfende Phänomene aus einem andern Blickwinkel zu betrachten und sie als tatsächlich möglich einzustufen.

Hiermit distanziert sich das Buch von Ulrich Magin merklich und *mit eindeutiger Mehrwert* von den unzähligen, oberflächlichen und für die „phänomengeile“ Masse ausgerichteten Publikationen. Also: ein „coffeetable book“, ja, aber Diskussionen dazu sind vorprogrammiert und meiner Meinung nach auch gewinnbringend.

Aus meiner Sicht soll diese Studie eigentlich jeden an Anomalien Interessierten zu einer gesamtheitlichen Betrachtungsweise animieren und insbesondere für den Faktor des Beobachters in seinem je spezifischen Kontext sensibilisieren. Ein Fazit, das aus der Lektüre dieses Buches

sicherlich zu ziehen ist, lautet, dass eben nicht alles als Gold zu nehmen ist, was glänzt, dass es aber dennoch lohnend sein kann, am fraglichen Objekt wenigstens ein wenig zu kratzen, um zu schauen, ob sich nicht immerhin Silber unter der unscheinbaren Oberfläche finden lässt.

Mark Benecke

Seziert

Das Leben von Otto Prokop

Berlin: Verlag das Neue Berlin, 2013

978-3-360-02166-3, 303 Seiten, € 19,99

Rezensent:

ANDREAS ANTON¹²

Man könnte sagen, eine Biographie über Otto Prokop (1921-2009), seinerzeit international renommierter Rechtsmediziner, 30 Jahre lang (1957-1987) Direktor des Instituts für Gerichtliche Medizin der Humboldt-Universität zu Berlin und einer der vehementesten Kritiker parapsychologischer Forschung im deutschsprachigen Raum, war längst überfällig. Insofern kann und muss man Mark Benecke danken, der sich dieser Aufgabe angenommen hat und letztes Jahr nach jahrelanger Recherche den Band *Seziert – Das Leben von Otto Prokop* im Verlag Das Neue Berlin vorgelegt hat. Benecke, seines Zeichens Kriminalbiologe, Mitglied der Gesellschaft zur Untersuchung von Parawissenschaften (GWUP) und als „Herr der Maden“ zu einiger Bekanntheit gelangt, weist jedoch gleich zu Beginn auf gewisse Einschränkungen hin; das Buch sei „kein historisches Werk, kein medizinisches Kompendium und auch kein wissenschaftlich-biographisches Werk. Es soll die Geschichte einer Zeit und eines Professors erzählen, die, während dieses Buch erscheint, aktiv dem Vergessen anheim fällt“ (Benecke, 2013: 19).

Aktives Vergessen beschreibt dabei in recht treffender Weise, was Benecke im Laufe seiner Recherchen immer wieder erlebte: Frühere Kollegen waren nicht zu Auskünften bereit, „man bemühte sich, auch von allen anderen Seiten, Prokop tatsächlich unauffindbar bleiben zu lassen.“ Prokop hatte noch lange Zeit sein Büro im Charité-Institut in der Hannoverschen Straße, doch Anrufe, die an ihn gerichtet waren, wurden offenbar nicht durchgestellt. Benecke zitiert die Berliner Schriftstellerin Gabriele Goettle, der es bei Recherchen über Prokop ganz ähnlich ergangen war: „Herr Professor war derart unauffindbar, dass ich dachte, er sei bereits tot [...]. Es gab keinen Eintrag im Telefonbuch, niemand kannte die letzte Adresse“ (S. 10).

12 Andreas Anton, M.A., Studium der Soziologie, Geschichtswissenschaft und Kognitionswissenschaft, derzeit Promotion im DFG-Projekt „Im Schatten des Szientismus“ am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene (IGPP) in Freiburg.

Benecke fragt erstaunt: „Was war also geschehen, dass der einstige Chef Otto Prokop in seinem eigenen Institut am Telefon verleugnet wurde? Dass einer der erfahrensten Rechtsmediziner und Gutachter der Welt nicht einmal mehr sezieren durfte? Und dass mehrere seiner Kollegen, Schüler und Mitarbeiter die verrücktesten Ausreden vorschoben, um nicht mit mir über ihn sprechen zu müssen?“ (S. 14) Warum diese Geheimniskrämerei? Was gibt es zu verbergen? Beneckes Antworten auf diese Fragen: „Besonders die Kollegen im Osten fürchteten um eine nachträgliche Kürzung ihrer Renten, wenn ihre – allerdings beruflich oft unvermeidlichen – Stasi-Kontakte zutage träten. Nicht nur der Systemwechsel 1945, sondern auch die politische Wende im Jahr 1989 verunsicherten die älteren Befragten“ (S. 18). Nicht beantwortet ist damit jedoch die Frage, warum Prokops Familie die Veröffentlichung seiner Autobiographie unterband und dies bis heute tut (vgl. S. 16; S. 105-108). Benecke liefert hierfür keine plausible Erklärung. Insgesamt bleiben so manche Tiefenschichten aus Prokops Leben und Persönlichkeit in Beneckes Buch im Dunkeln. Der Autor bemüht sich beispielsweise an mehreren Stellen, Prokop als weitestgehend unpolitischen Menschen darzustellen. Ein Beispiel: „Prokop arrangierte sich als Professor zwar mit Menschen und Strukturen, aber er sympathisierte nie mit politischen Bewegungen. Dazu war er viel zu misstrauisch. Nach dem Krieg hat er nie mehr eine Partei oder Ideologie offen unterstützt. Der Sozialismus als solcher interessierte ihn nicht. Prokop wollte forschen, er war ehrgeizig, und er nutzte die Chance, diese beiden Lebensinhalte mit Wucht und Verve in Ostberlin zu nutzen“ (S. 15).

Doch diese Deutung vermag nur bedingt zu überzeugen. Nur zwei Seiten später findet sich eine Auflistung diverser Ehrungen, Belobigungen und Preise, die Prokop im Laufe seines Lebens erhielt – darunter der Nationalpreis der DDR II. und I. Klasse. Benecke kommentiert, dass Prokop auch „nach dem Mauerfall keinen Hehl aus den Belobigungen und Preisen machte, die er von sozialistischer Seite erhielt. Für ihn hatten die Ehrungen nichts mit dem politischen System oder gesellschaftlichen Grundeinstellungen zu tun. Er sah darin einfach die Anerkennung seiner wissenschaftlichen Arbeit“ (S. 17). Das mag sein, Fakt bleibt aber, dass der gebürtige Österreicher Prokop sich 1957 auf den Lehrstuhl an der Ostberliner Charité beworben hat, er „war also im Gegensatz zu vielen Forschern nicht aus der DDR ausgereist, sondern hatte sich dorthin begeben“ (Mildenberger, 2013: 70). Doch auch dahinter sieht Benecke keine politische Motivation: „Dass Prokop nach Ostdeutschland ging, hatte viele Gründe. Vor allem schmeichelte es ihm, mit Mitte dreißig einen prestigeträchtigen Lehrstuhl zu erhalten, an dem sein Forschungsdrang anders als am kleinen Bonner Institut durch nichts mehr eingeschränkt war“ (Benecke, 2013: 87). Wenn es Prokop tatsächlich lediglich um seinen „Forschungsdrang“ gegangen wäre, stellt sich natürlich die Frage, warum er später nicht an einen Lehrstuhl in der BRD gewechselt hat, wo er wesentlich bessere Bedingungen für seine Forschungen vorgefunden hätte als in Ostberlin. Dort konnte sich sein Labor ab Ende der 1970er Jahre nämlich aufgrund der schlechten finanziellen Ausstattung wichtige Chemikalien allmählich nicht mehr beschaffen, was Prokop dazu veranlasste, in der DDR hergestellte Seren an Westkontakte zu verkaufen: „Prokop reiste mit einem Koffer voller Substanzen los und übergab den Inhalt gegen bare D-Mark.“ (S. 141) Das so eingenommene Geld leitete er an die Ostberliner Charité weiter. Ein Informant des MfS schätzte „den von Prokop allein im Jahr 1982 mit den Firmen Biotest und Fresenius erwirtschafteten Betrag auf 12000 Westmark“ (S. 142). Mit dem Geld

ließ Prokop Güter kaufen, die sonst nur gegen Devisen zu haben gewesen wären. Das Ganze ging so weit, dass das MfS eine Scheinfirma bemühen musste, die Geldeingänge abzuwickeln. Insgesamt also ein beträchtlicher Aufwand für jemanden, dem es angeblich ausschließlich um die Wissenschaft ging.

Prokops Kooperation mit dem MfS beschränkte sich jedoch bei weitem nicht nur auf diesen Bereich. Der Medizinhistoriker Florian Mildenerberger legt in seinem Aufsatz *Otto Prokop, das Ministerium für Staatssicherheit und die Parapsychologie* in der vorletzten Ausgabe der *Zeitschrift für Anomalistik* dar, dass Prokop von Anfang an mit dem MfS kooperierte: „Bereits kurz nach seiner Einreise in die DDR 1957 war das MfS zu dem Schluss gelangt, Ermittlungen gegen ihn seien ‚nicht nötig‘. Im Laufe der Zeit vertieften sich die Kontakte. Im Jahr 1976 teilte die Bezirksverwaltung für Staatssicherheit Groß-Berlins auf eine interne Anfrage mit: ‚Prof. Prokop hat bereits in mehreren Fällen Gutachten für das MfS erarbeitet oder solche veranlaßt. Zu ihm besteht seitens der HA IX enger offizieller Kontakt. Zum 25. Jahrestag des MfS wurde Prof. Prokop durch den Genossen Minister mit dem Kampforden in Gold ausgezeichnet“ (Mildenerberger, 2013: 70). Zum 60. Geburtstag Prokops würdigte das MfS die enge Zusammenarbeit: „Auch bei der beruflichen Qualifizierung der Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit engagierte sich Prof. Dr. Prokop persönlich und hatte für alle von uns vorgetragene Probleme immer einen praktikablen Lösungsweg gefunden“ (zitiert nach Mildenerberger, 2013: 70). Für Mark Benecke hatte Prokop ein „nonchalantes Verhältnis zum MfS“ (Benecke, 2013: 128). Es sei ihm besser als anderen gelungen, sich mit dem Ministerium zu arrangieren, was auch daran gelegen habe, dass Prokop die DDR für Reisen in den Westen jederzeit verlassen konnte. Er hätte das MfS nicht „vorwiegend als ihn bedrängendes Überwachungsorgan“ (ebd.) gesehen. Das leuchtet ein, da Prokop neben seiner Reisefreiheit noch eine ganze Reihe weiterer Privilegien genoss, die ihm das MfS zubilligte. Er konnte morgens von Ost- nach Westberlin spazieren und die in der DDR offiziell nicht geduldete *Bild* erwerben, wenn er „baden oder Wasserski fahren wollte, wurde schon einmal der ganze See vor seiner Datsche für ihn gesperrt“ (S. 133). Doch all dies sind für Benecke keine Hinweise auf politische Motivationsstrukturen Prokops. Auch bei der Zusammenarbeit mit dem MfS sei es ihm letztlich immer nur um seine wissenschaftlichen Ziele gegangen, nie um politische. Prokop habe dabei auch immer wieder ausgeblendet, dass er „unter dem Schutz des MfS“ (S. 129) stand. Der spielerische Umgang mit den Mächten sei aber auf der anderen Seite auch eines der Markenzeichen Prokops gewesen (vgl. S. 129f).

Man könnte natürlich fragen, ob jemandem der „Schutz des MfS“ und derartige Privilegien zuerkannt worden wären, der sich nicht in irgendeiner (die Administration überzeugender) Form zur DDR-Staatsräson und damit auch zum MfS bekannt hat. Benecke klammert diese Frage aus. Er schreibt: „Prokop trug die Naturwissenschaft nicht vor sich her, um sich mit dem System zu arrangieren, sondern er glaubte, sie als wertgeschätzten Teil im System verankern zu können“ (S. 109). Und an anderer Stelle: „Ob er die Stasi mochte, ist eine andere Frage“ (S. 133). Es sei ihm unbekannt, „welche Kompromisse Prokop im Einzelnen traf, treffen wollte oder musste“ (ebd.). Zuvor betont Benecke jedoch: „Zwar behängte man ihn mit Ehrungen und Orden, doch das konnte niemanden darüber hinweg täuschen, dass Prokop mehr vom MfS eingespannt wurde, als er die Stasi umgekehrt für seine Ziele einnehmen konnte“ (S. 98).

Aus Sicht des MfS hatte sich Prokop jedenfalls als treuer Staatsdiener erwiesen. Er erhielt mehrere hohe (oder höchste) Auszeichnungen, darunter das „Ehrengeschenk des Ministers für Staatssicherheit“ oder die „Medaille der Waffenbrüderschaft in Gold“. Als Begründung für derart hohe Auszeichnungen gab der Leiter der Abteilung IX des MfS an, dass die Gerichtsmediziner des Institutes für Gerichtliche Medizin der Humboldt-Universität zu Berlin unter der Leitung von Prokop im Zusammenwirken mit dem MfS und den Justizorganen „durch ihre vorbildliche persönliche Initiative und umfangreiche Arbeitsleistungen zur weiteren Stärkung der sozialistischen Rechtsordnung beigetragen, sich hohe Verdienste im Kampf gegen den Feind und um die Gewährleistung der Sicherheit der DDR erworben sowie offensiv die Politik von Partei und Regierung unterstützt“ (zitiert nach Benecke, 2013: 135) haben. Für Benecke ist jedoch auch dies kein Beleg für eine (auch) politisch motivierte Zusammenarbeit Prokops mit dem MfS. Er schlussfolgert: „Wie ‚kameradschaftlich‘ und ‚vorbildlich‘ das Zusammenwirken des MfS mit Prokop wirklich war, ist unbekannt. Die von mir befragten Personen aus seinem näheren Umfeld machten dazu keine Aussagen und gehen seit Jahren auf Tauchstation, wenn sie mich nur auf der Straße sehen. [...] Dass es Prokop neben den gerne entgegengenommenen Ehrungen [...] bei seinen MfS-Kontakten vor allem um die Stärkung der Wissenschaften ging, ist aktenkundig. Er bemühte sich unermüdlich darum, drang aber nur selten durch“ (S. 137f.). Selbst wenn man diese Argumentation übernimmt, müsste man sie doch mindestens um den Aspekt ergänzen, dass es Prokop offensichtlich um eine Stärkung der Wissenschaften *in der DDR* ging, einem politischen System, dem er bis zu dessen Untergang – zumindest mit seiner physischen Anwesenheit – die Treue hielt. Dies tat er, obschon er sich, wie Benecke beschreibt, darüber beklagte, dass das sozialistische Lager im Bereich medizinischer Forschung dem Westen gegenüber um zwanzig Jahre im Rückstand sei. Benecke zitiert aus einem Bericht des Fahrers von Prokop: „Professor Prokop meinte, wir können auf dem Gebiet der Forschung diese Leute nicht mehr einholen. Diesen Leuten stehen zu viele elektronische Computer und andere Rechner zur Verfügung“ (zitiert nach Benecke, 2013: 138).

Auf die Frage, warum Prokop *trotz* dieser Umstände in Ostberlin blieb, liefert Benecke keine plausible Antwort. Diese Frage stellt sich aber umso drängender, da Prokop die Situation zu seiner Anfangszeit an der Ostberliner Charité noch völlig anders einschätzte. In einem Bericht des MfS wird Prokop mit den Worten zitiert: „Prof. Prokop sagte, wenn man von Berlin spricht, dann meint man immer unser Haus und niemals die zwei Westberliner Häuser. Die bringen nichts wissenschaftlich Neues. So ist es aber mit den meisten Instituten in den kapitalistischen Ländern. Alle gerichtsmedizinischen Institute, die ich bisher kennen lernte, haben nicht den Arbeitsstil und Elan, den das Haus in der Hannoverschen Straße hat“ (zitiert nach Hasselbeck, 2013: 140). Dies änderte sich bald grundlegend – dennoch blieb Prokop an der Ostberliner Charité. Auch nicht so recht passen zu dem von Benecke konstruierten Bild Prokops als hauptsächlich wissenschaftlich motiviertem Menschen will die Tatsache, dass sich Prokop mit dafür einsetzte, dass die rechtsmedizinischen Fachgesellschaften in Ost und West aufgeteilt wurden, „indem er schon 1957 eine ‚Arbeitstagung der Gerichtsmediziner der DDR‘ einberief“ (zitiert nach Hasselbeck, 2013: 140, Hervorhebung A.A.).

Dieser ‚blinde Fleck‘ in Beneckes Ausführungen wirkt umso eigentümlicher, als Volkmar Schneider, von 1983 bis 2006 Leiter des Instituts für Rechtsmedizin an der Freien Universität Berlin, in einem Interview mit Benecke, welches der Autor, neben fünf weiteren Interviews, dem Band anhängt, eine Möglichkeit ausführt, die Benecke selbst konsequent ausspart: „Als Rechtsmediziner hat man natürlich zwangsläufig Kontakt zu staatstragenden Organen. Es ist allerdings ein Unterschied, ob man den beruflichen Kontakt auf das Notwendige beschränkt oder ob die Kontakte darüber hinaus einen freundschaftlichen Charakter annehmen. Einen Major der Stasi zu duzen, würde ich schon bedenklich finden, insbesondere wenn sich aus dieser Freundschaft Privilegien (zum Beispiel Geschenke, Reisen) ergeben. [...] Ich selbst wurde immer wieder mal gefragt: Wie hätten Sie denn gehandelt, wenn Sie in einem System vergleichbar der DDR gelebt hätten? Dazu muss ich sagen, dass es einen Unterschied macht, ob man in ein solches System hineingeboren wird und praktisch keine Chance hat, ihm zu entkommen, oder ob man aus freien Stücken einem Ruf an die Charité (DDR) folgt – wohlgermerkt aus Bonn. Möglicherweise hat der eine oder andere damals in der DDR vielleicht doch das bessere Deutschland gesehen“ (Benecke, 2013: 270). Sollte Prokop in der DDR tatsächlich das „bessere Deutschland“ gesehen haben, würde dies zumindest einige seiner biographischen Stationen plausibler machen.

Beneckes sich durch das gesamte Buch ziehende Argument, dass es Prokop vor allem um die Wissenschaft gegangen sei, wirkt bisweilen eigentümlich konstruiert und lässt – zumindest bei dem Rezensenten – die Frage aufkommen, ob der Autor nicht einer Art Vergangenheitsbewältigungsstrategie Prokops aufgesessen ist. Benecke kannte Prokop persönlich und war offenkundig tief beeindruckt von seiner Persönlichkeit. Auf dem Einband des Buches ist ein Foto von Benecke und Prokop abgebildet, das bei einer Mediziner-Tagung in den 90ern aufgenommen wurde. Über sein Verhältnis zu Prokop berichtet Benecke stolz: „So gut es zwischen einem jungen Biologen und einem Professor der alten Schule geht, war ich mit Prokop befreundet“ (Koch-Klaucke, 2013: 1). Dank dieser Freundschaft habe Benecke so manches Geheimnis von Prokop erfahren, andere aber wohl auch nicht, wie Benecke z.B. im Zusammenhang mit Prokops Erfahrungen im Krieg schreibt: „Prokop hielt seine Meinung über den Krieg [...] bis zuletzt zurück, Er hätte gerne darüber geredet, aber seine Familie und die Erfahrung, dass Kriegsteilnehmer ab den 60er Jahren in der Öffentlichkeit keine Helden mehr sein konnten, bremsen ihn“ (Benecke, 2013: 52) – eine recht bemerkenswerte Aussage über einen, der angeblich völlig unpolitisch dachte.

Prokop war Mitglied der in Österreich illegalen Hitlerjugend, noch vor Österreichs Angliederung an das Deutsche Reich. Über den „Anschluss“ berichtet er: „Die Kinder haben sich vor Freude heiser geschrien“ (zitiert nach Benecke, 2013: 29). Prokop hatte sich in seiner Jugend für Nazi-Deutschland begeistert, worüber er offen berichtete, beispielsweise im Jahr 1995 für einen Dokumentarfilm der DEFA: „Die Meinungen gehen da *nicht* auseinander! Sie brauchen ja nur die alten Wochenschauen und Filme anzuschauen. Die Begeisterung an unserer Schule war gigantisch damals: Ein Volk, ein Reich, ein Führer et cetera. Wir waren alle begeistert, und wir bekamen ja auch dann von unseren Religionslehrern entsprechende Weisungen“ (zitiert nach Benecke, 2013: 30, Hervorhebungen wie im Original). Im Krieg kämpfte Prokop für die deut-

sche Wehrmacht an der Ostfront: „Im März 1941 kam Prokop in die Kavallerie-Ersatzabteilung 18 (Nachrichtenabteilung) in Bad Cannstatt. In der Stabsbatterie ‚Schwere Artillerie‘, Abteilung 602, gelangte er dann unter Führung der ersten Panzerarmee mit der Heeresgruppe A in die Südukraine“ (S. 34). Über Prokops Kriegserlebnisse erfährt der Leser aus bereits genannten Gründen nichts. Prokops Devise sei diesbezüglich gewesen: „Man soll vom Krieg nicht erzählen und darf vom Krieg auch nichts erzählen“ (zitiert nach Benecke, 2013: 52). Benecke betont jedoch, dass Prokop spätestens nach dem Krieg jegliches nationalsozialistisches Gedankengut ablehnte: „Dass Prokop die Ariergesetze für ‚völlig irre‘¹³ hielt, heißt also nicht, dass er andere Bereiche des uns heute pauschal als ‚nationalsozialistisch‘ erscheinenden, pseudobiologischen Gedankenguts als Jugendlicher und Soldat nicht für prüfenswert hielt. Spätestens nach dem Krieg lehnte Prokop diese Ansichten aber ab“ (S. 38). Erwähnt werden sollte in diesem Zusammenhang jedoch eine eigenartige Episode: Benecke schildert, wie Prokop ihm einen militärpolizeilichen Bericht aus Wien vom Oktober 1948 übergab. „Darin stand“, so Benecke, „dass es in mehreren Konzentrationslagern“ keine Tötungen mit Giftgas gab, darunter Bergen-Belsen, Dachau, Mauthausen, Neuengamme, Ravensbrück und Theresienstadt. „In diesen Fällen konnte nachgewiesen werden, dass Geständnisse durch Folterungen erpresst wurden und Zeugenaussagen falsch waren“ – so steht es in dem Bericht von Major Müller, Leiter des Militärpolizeilichen Dienstes.“

Man kann sich zu Recht fragen, was genau Prokop mit der Übergabe eines solchen Berichts bezweckte. Und auch Benecke zeigt sich verwundert: „Was mir dieser Bericht sagen sollte, weiß ich nicht. Denn dass nicht in allen Konzentrationslagern Vergasungen stattgefunden haben, ändert nichts an den Verbrechen, die dort und auch sonst im Krieg verübt wurden“ (S. 43). Auch in diesem Fall bleiben Prokops Motive im Dunkeln. Fest steht, dass man auf im doppelten Sinne merkwürdige politische Allianzen stößt, wenn man, wie Bauer, Hövelmann und von Lucadou festhalten, „dem Herausgeber der Festschrift zu Prokops 70. Geburtstag, dem Oberstudienrat Hans Binder, nachgeht“, der äußerst rühmende Worte über Prokop fand, „oder wenn man sich über den Verlag dieser Festschrift kundig macht. Der Verlag Hohe Warte / Franz von Bebenburg KG und sein Publikationsorgan sind nämlich eindeutig dem rechtsradikalen und rassistischen Spektrum zuzuordnen – überaus bemerkenswert für den dort gefeierten Jubilar, der über Jahrzehnte das internationale Aushängeschild der Gerichtsmedizin der DDR war“ (Bauer, Hövelmann & von Lucadou, 2013: 111). Der Verlag Hohe Warte wird von dem sog. *Bund für Gotterkenntnis* getragen, der auch unter der Bezeichnung *Ludendorffer* bekannt ist. Die Organisation gilt als rechtsextreme, völkisch-religiöse Weltanschauungsgemeinschaft, wird vom Verfassungsschutz beobachtet und ist eine der wenigen völkischen Vereinigungen, die die Zeit des Nationalsozialismus überdauern konnten. Dieser höchst sonderbare Umstand scheint Benecke beim Verfassen seines Buches nicht bewusst gewesen zu sein – jedenfalls wird er nicht erwähnt.

13 Benecke bezieht sich bei diesem Zitat („völlig irre“) Prokops im Zusammenhang mit den Rassegesetzen allerdings auf eine Anmerkung Prokops in dem Manuskript für einen gemeinsamen Text, der daher vermutlich erst in den 90er Jahren entstand.

Nach dem Krieg erhielt Prokop ein „Entlastungszeugnis“ und schrieb an der Uni Bonn seine Doktorarbeit zum Thema „Über Mord mit Tierhaaren“. Anschließend habilitierte er sich. In seiner Zeit in Bonn verfasste Prokop eine ganze Reihe von Publikationen, darunter auch schon einige über „sein großes Thema“, wie Benecke es nennt: „Die Ablehnung und vor allem die Widerlegung von parawissenschaftlichen Vorgängen“ (S. 77). Dieses Thema sollte Prokop bis zuletzt beschäftigen. Als Auslöser für die Beschäftigung mit diesem Themengebiet gibt Prokop gerichtliche Auseinandersetzungen an, bei denen er als Sachverständiger fungierte: „Angefangen hat alles mit den Wünschelrutengängern und mit einem Prozess in Bonn gegen den Hersteller eines Abschirmgerätes gegen ‚Erdstrahlen‘, in dem ich als Sachverständiger berufen worden war. [...] Und seit dieser Zeit war meine Animosität gegen die Pseudoerfinder und Geschäftemacher besonders akzentuiert“ (zitiert nach Benecke, 2013: 82). Prokop habe, so Benecke, durch derartige Scharlatane die gesamte experimentelle Medizin angegriffen gesehen und sei darin sehr fortschrittlich gewesen. Schließlich habe sich die später als ‚Evidence Based Medicine‘ bezeichnete empirische Fundierung medizinischer Verfahren, die Prokop immer gefordert habe, erst vierzig Jahre später etabliert. Leider habe sich Prokop jedoch, so Benecke, mit seinem Anliegen nicht durchgesetzt: „Besonders in Westdeutschland war uns ist der Glaube an übersinnliche Medizin stark ausgeprägt. Heute bieten viele niedergelassene Ärzte Homöopathie, Akupunktur und andere, angeblich alternative Heilverfahren an, obwohl sie unwissenschaftlich und widerlegt sind.“

Prokop beschränkte sich jedoch nicht auf alternativmedizinische Heilverfahren, sondern kritisierte in vehementer Weise auch die parapsychologische Forschung in der BRD, namentlich die Untersuchungen von Hans Bender, dem Spiritus Rector der Parapsychologie im deutschsprachigen Raum, zu sog. paranormalen Phänomenen, die ab 1950 am Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene (IGPP) in Freiburg durchgeführt wurden. Prokop ließ dabei kein gutes Haar an der Parapsychologie: „Das Studium der angeblichen Ergebnisse der Parapsychologie [...] zeigt ein trostloses Bild, das zu der Feststellung berechtigt, dass hier ein Fach vorliegt, das seit der Zeit des vulgären Spiritismus keinerlei Fortschritt zu verzeichnen hat und deshalb aus dem modernen Weltbild ohne irgendeinen Schaden für die Menschheit weggedacht werden kann“ (zitiert nach Benecke, 2013: 86). Schon zu seiner Bonner Zeit versuchte Prokop zusammen mit der *Deutschen Gesellschaft Schutz vor Aberglauben (DEGESA)* unter der Leitung des Kriminalkommissars Carl Pelz, Bender im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen zu dem holländischen ‚Sensitiven‘ Gerard Croiset Unwissenschaftlichkeit nachzuweisen. Im Jahr 1963 trafen Prokop und Bender in Heidelberg persönlich aufeinander. Laut Mildenberger endete die Konfrontation „unentschieden“ und „Prokop musste erkennen, dass es nicht einfach sein würde, Hans Bender in seiner Arbeit zu behindern. Anstatt nun die Person Benders und seine Experimente zu kritisieren, verlegte sich Prokop darauf, die wissenschaftlichen Grundlagen der Parapsychologie an sich zu attackieren und nebenbei im *Neuen Deutschland* Hans Bender als Gegner der exakten Wissenschaft zu diffamieren“ (Mildenberger, 2013: 73). Mindestens einen Erfolg konnte Prokop dabei verbuchen: Gemeinsam mit dem westdeutschen Juristen Wolf Wimmer gelang es ihm im Jahr 1978, Hans Bender sowie Parapsychologen im Allgemeinen von der Gutachterstätigkeit vor bundesdeutschen Gerichten ausschließen zu lassen (vgl. ebd.). Dieser scheinbare ‚Sieg über die Parapsychologie‘ führte

zwar nicht dazu, dass westdeutsche Parapsychologen ihre Arbeit einstellen, dennoch konnte sich Prokop durchaus „als Sieger über seine Widersacher fühlen“, wie Bauer, Hövelmann & von Lucadou anmerken: „Der IGPP-Direktor Bender war bereits seit 1975 im akademischen Ruhestand, er war gesundheitlich reduziert, lebte zurückgezogen und ging auf die 80 zu; sein Nachfolger auf dem Freiburger Lehrstuhl für Psychologie und Grenzgebiete der Psychologie, Prof. Johannes Mischo (1930-2001), trat – anders als sein Vorgänger – in der Öffentlichkeit nicht mit spektakulären Äußerungen zum parapsychologischen Forschungsstand hervor, die Prokops Gemütsruhe hätten abträglich sein können [...]“ (Bauer, Hövelmann und von Lucadou 2013: 93).

Um so erstaunlicher erscheint es, dass Prokop Mitte der 80er Jahre gleichsam eine weitere Karte gegen die Parapsychologie in der BRD auszuspielen versuchte, indem er sich bemühte, „Hans Bender und mit ihm die gesamte Parapsychologie als nationalsozialistisch induziertes Konstrukt zu verwerfen“ (S. 74). Er arbeitete zu diesem Zweck eng mit dem MfS zusammen, das Prokop bei seinen Forschungen zu Benders mutmaßlichen NS-Verwicklungen unterstützte, „ja sogar die schriftliche Koordinierung der verschiedenen Erkenntnisse aus dem Zentralen Staatsarchiv Potsdam übernahm“ (S. 71). So findet sich in der entsprechenden Akte des MfS zu Bender aus dem Jahr 1985 der Vermerk: „Unter Einbeziehung von Prof. Prokop haben progressive forensische Mediziner in der BRD vor, Prof. Bender die wissenschaftliche Befähigung im Bereich der Psychologie abzusprechen bzw. nachzuweisen, daß er ein Hasardeur ist und sich durch seine Vergangenheit im naturwissenschaftlichen Bereich der Psychologie überhaupt nicht auskennt“.¹⁴

Dass Prokop bei seiner „Bekämpfung der experimentellen Methoden der Parapsychologie“ auf Erkenntnisse des MfS zurückgriff, liegt für Eberhard Aurich, bis 1989 Mitglied im Zentralkomitee der SED und 1. Sekretär des Zentralrates der FDJ, in der Natur der Sache: „In diesem Zusammenhang muss man wissen, dass in der DDR das Ministerium für Staatssicherheit für die nachträgliche Erforschung von Naziverbrechen *zuständig* war und deshalb nicht nur Globcke und Oberländer als Nazis entlarvte, sondern naturgemäß auch Fakten zur Parapsychologie zusammentrug. [...] Hinzu kam, dass im amerikanischen Geheimdienst parapsychologische Tests genutzt wurden, um außersinnliche Wahrnehmungen für Spionagezwecke einzusetzen, was dem MfS gewiss nicht verborgen geblieben ist. [...] Und so simpel es klingen mag, das MfS ermittelte auch neben der Kriminalpolizei stets in allen Mordfällen mit. Es lag also auf der Hand, dass Prokop als führender Repräsentant der Gerichtsmedizin der DDR in all diesen Fragen Kontakt mit dem MfS bekam.“ (Aurich, 2013: 88; Hervorhebung wie im Original)

Prokop gelang es letztlich nicht, Bender und die parapsychologische Forschung in der BRD als „nationalsozialistische induziertes Konstrukt“ zu entlarven, seine Thesen erwiesen sich in wesentlichen Teilen als Hirngespinnste (vgl. z.B. Hausmann, 2006); Prokops Kooperation mit dem MfS blieb in der *scientific community* der Rechtsmediziner und Wissenschaftshistoriker, wie Florian Mildener festhält, indes weitestgehend unhinterfragt, auch wenn an vereinzelt-

14 Archiv des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Archiv der Zentralstelle, MfS HA IX/11, Nr. AV 1/86 Bd.1, S. 124.

ten Stellen vereinzelt darauf hingewiesen wurde (vgl. Hasselbeck, 2013: 138f.). Das Werk *Der moderne Okkultismus* von Prokop und Wimmer gilt in den Kreisen der Gegner von Parapsychologie und Esoterik bis heute als Standardwerk und wurde zuletzt im Jahr 2006 neu aufgelegt (Prokop & Wimmer, 2006). Benecke wiederum würdigt Prokops „Kampf gegen die Parawissenschaften“, der sich wie ein roter Faden durch sein Leben gezogen habe. „Andere haben hierfür hohe Ehrungen erhalten, darunter beispielsweise James Randi (geb. 1928), der eine Millionen Dollar für den Beweis eines übersinnlichen Ereignisses ausgesetzt hat. Es ist verwunderlich, dass Prokop im skeptischen Forschungsbereich nie die Anerkennung erfahren hat, die sein jahrzehntelanger Kampf verdient hätte“ (Benecke, 2013: 86).

Auch in einem anderen Kontext arbeitete Prokop eng mit dem MfS zusammen. Als Direktor des Instituts für Gerichtliche Medizin war Prokop auch für die Untersuchung von Mordopfern, Selbstmördern und den sog. „Mauertoten“ zuständig, somit ergab sich in diesem Bereich zwangsläufig eine Zusammenarbeit mit dem Staat. Über die Selbstmörder und Mauertoten sollte in der DDR möglichst Stillschweigen bewahrt werden. „Prokop arrangierte sich mit diesem Problem“ (S. 91), hält Benecke fest. Die Fälle der Mauertoten bearbeitete grundsätzlich das MfS. Dabei wurden „Tatortberichte, Sterbeurkunden und Zeugenaussagen [...] je nach politischer Deutung gefälscht. Auch die Leichenschau und die Beisetzungen – oft nach Einäscherung – wurden vom MfS gesteuert und überwacht. Sogar die Angehörigen der Mauertoten mussten über Todesumstände entweder schweigen oder erfuhren von vornherein nur Lügengeschichten“ (S. 120). Prokop war durch seine Arbeit also mit den düstersten Seiten der DDR konfrontiert, berichtete aber, dass er seine Arbeit an den Mauertoten „sauber“ durchgeführt hat: Die von ihm durchgeführten Leichenschauen seien „ordentlich und unbeeinflusst durchgeführt und protokolliert worden“, anschließend seien die Akten „dann dem MfS übergeben worden. Die Sektionsberichte waren also sauber. Bloß die Einbettung in geheimdienstliche Verfahren war es nicht“ (S. 121).

Dies ändert freilich nichts an der Tatsache, dass er direkt – gleichsam ‚körperlich‘ – damit konfrontiert wurde, dass das politische System, in dem er lebte und arbeitete, Menschen tötete, die aus politischen Gründen fliehen wollten. Dennoch blieb Prokop in der DDR. Spätestens hier wird Beneckes Argument, dass es Prokop immer nur um die Wissenschaft gegangen sei, ausgesprochen fragwürdig (um nicht zu sagen: zynisch). Prokop zog sich hier aus der Verantwortung, wie Gabriele Goettle in einem Interview mit Benecke festhält: „Sein Gutachten war in Ordnung, aber er hat kein Einspruch erhoben gegen die Verfälschungen der Stasi, die die Sache politisch vollkommen anders dargestellt hat. Er fand auch nicht, dass das seine Aufgabe ist, weil er als Gerichtsmediziner getan hat, was er tun musste.“ (S. 209) So sehr es Prokop bei seinen Beurteilungen der Parapsychologie um die ‚reine Wahrheit‘ gegangen war, so flexibel war er offensichtlich, wenn medizinische Fakten vom MfS aus politischen Gründen manipuliert wurden. Mit einem übermäßigen „Forschungsdrang“ lässt sich dieses Verhalten wahrlich nicht mehr erklären. Dies scheint auch Benecke klar gewesen zu sein, als er im Interview mit Rudolf Wegner, 1987 bis 2009 Professor für Rechtsmedizin und Leiter des Instituts in Rostock, fragt: „Mir und einer befreundeten Journalistin gegenüber hat er seinen Tresor aufgemacht und die Mauerakten heraus geholt. Es war ja klar, dass manche Leute von hinten erschossen worden

sind, und da hat er immer gesagt: Ich hab die Akten weitergegeben – dem MfS. [...] Aber warum hat er nicht trotzdem Gewissensbisse bekommen? Das wäre mir doch als Wissenschaftler oder als jemand, der so wahrheitssuchend ist, aufgestoßen.“ Die Antwort Wegners ist eindeutig und offenbart einen Charakterzug Prokops, den Benecke in seinen Beschreibungen Prokops – aus welchen Gründen auch immer – umschiff: „Unstrittig ist, dass er mit kritischen Statements gegen den Mauerbau sein Amt verloren und seine so breit angelegte wissenschaftliche Arbeit im für ihn inspirierenden Umfeld der Charité nicht hätte fortsetzen können. Für mich lässt die Persönlichkeitsstruktur dieses Mannes, zu der auch eine gehörige Portion Eitelkeit gehört, für ein Bedauern oder gar ‚Gewissensbisse‘ über die Toten an der Mauer keinen Raum“ (S. 244).

Dies alles soll jedoch nicht über die wissenschaftlichen Verdienste hinwegtäuschen, die Prokop – vor allem im Bereich der Gerichtsmedizin und der Blutgruppenforschung – zweifelsohne erbracht hat. Sein publizistisches Schaffen umfasst über 600 Schriften, darunter 66 Bücher, die Nachauflagen eingerechnet (vgl. Schurich, 1996: 12), sein Atlas der gerichtlichen Medizin gilt bis heute als absolutes Standardwerk. Darüber hinaus ist es Prokop zu verdanken, dass der berühmte Fall des BRD-Bürgers Hans Hetzel, der auf der Grundlage eines Gutachtens des Gerichtsmediziners Prof. Albert Ponsold verurteilt worden war, wieder aufgenommen wurde. Wie auch immer man zu dem komplizierten Fall stehen mag, den auszuführen den Rahmen dieser Rezension bei weitem sprengen würde, die Beweislage gegen Hetzel war schlichtweg zu dünn, um ihn wegen Mordes zu verurteilen. Prokop wies seinem westdeutschen Kollegen schwerwiegende Fehler nach, der meinte, anhand einer Amateurfotografie der Leiche den Tathergang rekonstruieren zu können. Hetzel wurde schließlich 1969 nach 14 Jahren Haft aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Der Fall gilt heute als ein Klassiker der berühmtesten Fehlurteile der Geschichte, obschon der genaue Tathergang bis heute nicht eindeutig geklärt ist (vgl. Benecke 2013: 182).

Insgesamt hat Benecke ein sehr interessantes, in weiten Teilen sorgsam recherchiertes und vor allem sehr angenehm geschriebenes und dadurch auch unterhaltsames Buch vorgelegt, dessen Lektüre ich auf jeden Fall wärmstens empfehlen möchte. Doch, wie es scheint, hatte Benecke allzu oft nur den Wissenschaftler Prokop vor Augen. Prokop war jedoch nicht nur Wissenschaftler, sondern auch ein Mensch mit menschlichen, allzu menschlichen Beweggründen. So bleiben diverse Tiefenstrukturen Prokops Persönlichkeit im Verborgenen, was sicher mit dem Umstand zu tun hat, dass Prokop in der letzten Phase seines Lebens eine nahezu phantomhafte Existenz führte und Informationen über ihn von ihm selbst, aber auch von anderen systematisch zurück gehalten wurden. Darüber hinaus kann ich mich aber des Eindrucks nicht erwehren, dass Benecke in der (ja durchaus legitimen) Verehrung Prokops wissenschaftlicher Leistungen gewisse Aspekte von Prokops Leben und Persönlichkeit schlichtweg übersehen hat. Dennoch ist es Benecke zu danken – und dies kann gar nicht genug betont werden – dass nun endlich die Biografie eines Mannes vorliegt, der für die Wissenschaftsgeschichte des 20. Jahrhunderts im deutschsprachigen Raum eine erhebliche Rolle gespielt hat – wie auch immer man diese persönlich beurteilt.

Archivquellen

Archiv des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR, Archiv der Zentralstelle, MfS HA IX/11, Nr. AV 1/86 Bd.

Literatur

- Aurich, E. (2013). Wohl pseudowissenschaftlich. Kommentar zu F.G. Mildenberger (2013). *Zeitschrift für Anomalistik*, 13, 87-89.
- Bauer, E., Hövelmann, G.H., & Lucadou, W. von (2013). Von Scheinriesen. Kommentar zu F.G. Mildenberger (2013). *Zeitschrift für Anomalistik*, 13, 89-125.
- Hasselbeck, W. (2013). Wissenschaft, Ethos und Kooperation. Kommentar zu F.G. Mildenberger. *Zeitschrift für Anomalistik*, 13, 133-141.
- Hausmann, F.-R. (2006). *Hans Bender (1907-1991) und das „Institut für Psychologie und Klinische Psychologie“ an der Reichsuniversität Straßburg 1941-1944*. Würzburg: Ergon.
- Koch-Klaucke, N. (2013). Kriminalbiologe Dr. Mark Benecke. Die Wahrheit über den Herrn der Leichen. Berliner Kurier vom 17. Oktober 2013. Online einzusehen unter <http://www.berliner-kurier.de/leute/kriminalbiologe-dr--mark-benecke-die-wahrheit-ueber-den-herrn-der-leichen,7169134,24656626.html> [letzter Zugriff: 12.06.2014].
- Mildenberger, F.G. (2013). Otto Prokop, das Ministerium für Staatssicherheit und die Parapsychologie. *Zeitschrift für Anomalistik*, 13, 69-81.
- Prokop, O., & Wimmer, W (2006). *Der moderne Okkultismus. Parapsychologie und Paramedizin. Magie und Wissenschaft im 20. Jahrhundert*. Repr. d. 2., überarb. u. erw. Aufl. Paderborn: Voltmedia in Zusammenarbeit mit Urban & Fischer.
- Schurich, F.-R. (1996). Leben als Arbeit – und umgekehrt. *Neues Deutschland*, 28./29. September 1996, S. 12.